

Hans Erich Nossack

Der Untergang

Bibliothek Suhrkamp

SV

Band 523 der Bibliothek Suhrkamp

Im Jahre 1943, drei Monate nach dem »Untergang Hamburgs«, hat Hans Erich Nossack Rechenschaft abgelegt über eine Katastrophe, deren Zeuge er war. »Das Schicksal hat es mir erspart, eine Einzelrolle dabei zu spielen ... Für mich ging die Stadt als ein Ganzes unter, und meine Gefahr bestand darin, schauend und wissend durch Erleiden des Gesamtschicksals überwältigt zu werden.« Was unter dem Zwang des grauenvoll Erlebten niedergeschrieben wurde, ist ein Dokument – das Beweisstück, dennoch überlebt zu haben.

Hans Erich Nossack
Der Untergang

Mit einem Nachwort von
Siegfried Lenz

Suhrkamp Verlag

Erste Auflage dieser Ausgabe 2025
© 1976, Suhrkamp Verlag GmbH, Berlin
Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung nach Entwürfen
von Willy Fleckhaus
Druck: Libri Plureos GmbH, Hamburg
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-24441-8

Suhrkamp Verlag GmbH
Torstraße 44, 10119 Berlin
info@suhrkamp.de
www.suhrkamp.de

Der Untergang

Im allgemeinen sprachen sie wenig über ihre Vergangenheit, sie erzählten nicht gern und bemühten sich, wie es schien, nicht an das Frühere zu denken.

Dostojewskij, *Aus einem Totenhans*

Ich habe den Untergang Hamburgs als Zuschauer erlebt. Das Schicksal hat es mir erspart, eine Einzelrolle dabei zu spielen. Ich weiß nicht, warum, es läßt sich nicht einmal entscheiden, ob ich es als Bevorzugung nehmen soll. Ich habe viele Hunderte von denen gesprochen, die dabei gewesen sind, Männer und Frauen; was sie erzählen, wenn sie überhaupt davon sprechen, ist so unvorstellbar grauenhaft, daß es nicht zu begreifen ist, wie sie es bestehen konnten. Aber sie hatten ihre Rolle und ihr Stichwort und mußten danach handeln; und was sie zu berichten wissen, mag es als Einzelnes noch so erschütternd sein, ist immer nur der Teil, der mit ihrem Stichwort zusammenhängt. Die meisten wußten ja gar nicht, als sie aus ihrem brennenden Hause ins Freie liefen, daß die ganze Stadt brannte. Sie glaubten, es wäre nur ihre Straße oder höchstens ihr Stadtteil, und das war vielleicht ihre Rettung.

Für mich ging die Stadt als ein Ganzes unter, und meine Gefahr bestand darin, schauend und wissend durch Erleiden des Gesamtschicksals überwältigt zu werden.

Ich fühle mich beauftragt, darüber Rechenschaft abzulegen. Es soll mich niemand fragen, warum ich so vermessen von einem Auftrag rede: ich kann ihm nicht darauf antworten. Ich habe das Gefühl, daß mir der Mund für alle Zeiten verschlossen bleiben würde, wenn ich nicht dies zuvor erledigte. Auch drängt es mich, es jetzt schon zu tun; es sind zwar erst drei Monate seitdem verflossen, aber da es der Vernunft niemals möglich sein wird, das, was damals geschah, als Wirklichkeit zu begreifen und dem Gedächtnis einzuordnen, fürchte ich, daß es sich wie ein böser Traum allmählich verwischen wird. —

Am 21. Juli 1943, es war ein Mittwoch, fuhr ich frühmorgens nach Horst bei Maschen, einem Heidedorf mit Wochenendsiedlungen ungefähr 15 Kilometer genau südlich des Hamburger Stadtrandes. Misi war einen Tag früher gefahren und hatte mich am Abend vorher angerufen, daß es ihr endlich gelungen sei, eine kleine Hütte für vierzehn Tage zu mieten; nach wie vielen vergeblichen Versuchen und Bitten die Wochen vorher! Und auch jetzt nur, weil sie als Gegenleistung ein Viertel Pfund Kaffee anbot. Seit fünf Jahren war es das erste Mal, daß ich Hamburg zur Erholung verließ. Es gibt keine Erklärung dafür, warum ich nicht auch diesmal Nein sagte; denn es stand alles gegen diese Ferien, und wenn nichts anderes, so meine krankhafte Abneigung, die Stadt und mein Zimmer zu verlassen, um, wie ich es zu nennen pflegte, irgendwo Zeit zu vergeuden, bevor ich es zu etwas Greifbarem gebracht hätte.

Misi holte mich vom Autobus ab. Sie trug ein rotes Leinenkleid und ein weißes Kopftuch. Sie freute sich über mein Kommen und war zugleich verwundert, daß ich gekommen war. Auf dem Wege zur Hütte versuchte sie mir rasch alles zu schildern, damit ich nicht enttäuscht wäre. Wir hatten noch zehn Minuten zu gehen. Da wir uns selber verpflegen mußten, war mein Gepäck ziemlich schwer, und ich stöhnte lauter als nötig. Wir haben oft daran gedacht; wäre es uns möglich gewesen, nur vier Tage weiter zu sehen, hätte ich gern das Dreifache ohne Murren geschleppt. Wir sind diese Strecke, einen breiten, schönen Heideweg mit vielen sandigen Fahrinnen, zwei Monate lang mehrere Male am Tag gegangen und haben schwere Lasten hin- und

hergeschafft. Einmal sogar sieben Zentner Briketts auf einem kleinen Handkarren.

Die Hütte lag rechts vom Wege auf einem Hügelrücken zwischen Birken, Kieferngebüsch und einem ganz verwahrlosten Gemüsegarten versteckt. Nur das spitze rote Dach ragte darüber hinaus. Nach Norden war der Blick offen in eine baumlose Heidemulde, die wiederum sanft von einer andern Hügelwelle abgeschlossen wurde. Dahinter senkte sich die Landschaft leise zur Elbe und nach Hamburg hinab. Bei klarer Luft konnte man wohl die Türme der Stadt sehen. Der Eigentümer, ein Maurermeister, hatte sich die Hütte selber aus Ziegeln erbaut. Man trat durch eine kleine Glasveranda ein, nicht ohne Mühe, da sie mit allerlei Gerät verstopft war, gelangte dann zunächst in die Küche, neben der ein etwas größerer Wohnraum lag und an diesen, offenbar später angebaut, ein winziges Kämmerchen, in dem gerade das Bett stehen konnte, in dem ich schlafen sollte. Von der Küche führte eine Treppe zum Giebelraum, wo ein zweites Bett stand, in dem Misi schlief. Die Räume schienen noch kleiner, als sie waren, weil man sie mit ganz ungeeigneten, kleinstädtischen Möbeln vollgestellt hatte. Unter der Treppe war ein Verschlag, in dem eine kleine braune Feldmaus lebte. Wenn wir am Tisch saßen, steckte sie manchmal ihr Köpfchen durch den Ritz und prüfte mit klugen Augen die Lage. Doch das wichtigste: in der Küche befand sich eine Falltür mit einem Eisenring. Hob man sie, so konnte man sich auf einer steilen Stiege in ein Kellerloch hinabzwingen. Kalt war es dort und roch nach feuchter Erde. Die Falltür und der Keller erinnerten uns sofort an den *Toten Tag* von Barlach.

Es gab kein Licht, wir hatten uns den Rest einer dicken Altarkerze mitgebracht. Wasser mußten wir uns sehr weit weg vom Brunnen des Nachbarn holen. Holz und Tannenzapfen sammelten wir täglich im Walde. Der Herd zog sehr schlecht und verschluckte große Mengen davon; man brauchte eine Stunde, um Wasser zum Kochen zu bringen. All diese Mängel störten uns damals nicht, es gehörte sich so in den Ferien. Jedesmal, wenn ich Feuer angemacht hatte, rannte ich ins Freie, um mir mit großer Lust den Rauch anzusehen, der aus dem eigenen Schornstein quoll.

Die ersten beiden Tage verliefen unter Kopfschmerzen wie immer in der Heide Luft; dann gewöhnten wir uns ein. Außer wenn wir ins Dorf gingen, um einzukaufen, sahen wir kaum einen Menschen. Die nächste Behausung lag allerdings nicht sehr weit entfernt, eine völlig verwaarlöste Kate. Die Leute, die dort wohnten, hatten einen schlechten Ruf; man erzählte, daß der Mann sich an seiner Tochter vergangen und deshalb im Zuchthaus gesessen habe. Sämtliche Kinder waren wegen Prostitution und Diebstahl in Erziehungsanstalten interniert. Nach der Katastrophe wurde die eine Tochter für etliche Tage nach Hause gelassen. Man hörte sie wie ein Tier in der Heide singen, wenn sie einen Mann in der Nähe witterte. Die Mutter stand abends manchmal einen Augenblick an unserer Gartenpforte, wenn sie zum Grasschneiden ging. Mit der schrillen Stimme einer Irren rief sie uns dann etwas zu, was wir nur halb begriffen. Einmal schenkte sie uns eine Gurke, wir wußten nicht warum. Vor einen Blockwagen gespannt, wartete ihr großer schwarzer Hund und betrachtete uns aufmerksam. Nachts bellte er uns oft aus dem Schlaf. Während der Zeit

des Grasschneidens ließ die Frau ihre beiden Zicklein frei umherlaufen; eines davon verirrte sich immer in unseren Garten und schrie wie ein Kind. Einmal trat auch ein Bock in Erscheinung von erschreckend vorweltlicher Größe.

Wenn uns unser primitiver Hausstand nicht in Anspruch nahm, saßen wir im Freien und lasen die Abenteuerromane, die wir in der Hütte vorfanden; wir hatten uns keine Bücher mitgenommen, auch das gehörte zu den Ferien. Wir waren mit unserem ältesten Zeug bekleidet, vor allem hatten wir alle guten Schuhe zu Haus gelassen; das Heidekraut verdirbt das Leder sofort. Diese Vorsicht ist uns später zum Unglück ausgeschlagen.

Wir beobachteten die Meisen, wie sie an den Stengeln des abgeblühten Mohns hingen und die Kapseln öffneten. Einem andern Vogel machten wir die Himbeeren und die letzten Kirschen streitig, die er vom Baume auf den Steinpfosten der Gartentür trug, um sie dort zu entkernen; der Pfosten war ganz blutig vom Saft. Am Himmel standen Habichte, und die Häher keiften in den niedrigen Eichen. Abends schrie eine Kuh von einer fernen Weide, anklagend und hilflos.

Es war das erste Sommerwetter in diesem Jahr, aber damit setzte auch jene Hitze ein, die das Verderben Hamburgs mit verursachte, wenn sie auch den obdachlosen Flüchtlingen dann wieder zugute kam. Die Heide fing gerade an zu blühen. An den Wegrändern standen kleine Büschel mit Glockenblumen. In der Mulde, auf die wir blickten, hatte sich zwischen das Heidekraut noch eine andere Pflanze ausgesät, deren Namen wir nicht kannten. Sie blüht in rosa Dolden und trägt nachher einen Roßschweif weißer Baum-

wolle. Da sie fast einen Meter hoch wird, schwebten ihre Blüten wie ein rosa Nebel über der Mulde. Alles Schwere verhüllte sich hinter lieblicher Unwirklichkeit.

Wir lieben die Heide, wir gehören irgendwie dorthin, vielleicht sind wir vor Zeiten dort geboren. Andere fühlen sich dort krank und werden schwermütig. Sie können nicht ohne Zeit leben; denn die Heide ist ohne Zeit. Sie wollen es nicht wissen, daß wir einem Märchen entstammen und wieder ein Märchen werden. Wir begannen den Krieg zu vergessen. –

Ich habe dies Idyll an der anderen Seite des Abgrundes so genau geschildert, weil sich vielleicht einmal von dort aus ein Weg in die verlorene Vergangenheit zurückfinden läßt.

In der Nacht vom Sonnabend auf Sonntag weckte Misi mich. Sie rief von oben: »Hörst du es gar nicht? Willst du nicht lieber aufstehen?« Ich hatte den Alarm verschlafen; in der Heide hört man die Sirenen, die irgendwo in fernen Dörfern wie Katzen durcheinanderheulen, nur, wenn die Windrichtung günstig ist. Außerdem hatten wir uns die ganzen Jahre daran gewöhnt, nicht schon bei Alarm das Bett zu verlassen, sondern erst, wenn stärkeres Abwehrfeuer einen tatsächlichen Angriff vermuten ließ; eine Gewohnheit, die vielen das Leben gekostet hat.

Ich wollte auch diesmal eine unwillige Antwort geben und mich auf die andere Seite drehen, da hörte ich es. Ich sprang auf und rannte barfuß ins Freie, in dies Geräusch hinein, das wie eine drückende Last zwischen den klaren Sternbildern und der dunklen Erde schwebte, nicht da und nicht dort, sondern überall im Raume; es gab keine Flucht davor.

Im Nordwesten zeichneten sich die Hügel diesseits und jenseits der Elbe vor der schmalen Dämmerung des vergangenen Tages ab. Lautlos duckte sich die Landschaft an den Boden, um nicht gefunden zu werden. Nicht weit entfernt stand ein Scheinwerfer; man hörte Kommandorufe, die sofort jeden Zusammenhang mit der Erde verloren und im Nichts zerflatterten. Nervös tastete der Scheinwerfer den Himmel ab, manchmal traf er sich mit anderen Zeigern, die gleich ihm in weitem Ausschlag pendelten; dann bildeten sie für einen Augenblick geometrische Figuren und Zeltgerüste, um erschrocken wieder auseinanderzufahren. Es war, als söge dies Geräusch zwischen Himmel und Erde ihr Licht auf und machte sie sinnlos. Aber die Sterne leuchteten wie im Frieden durch das unsichtbare Unheil hindurch.

Man wagte nicht, Luft zu holen, um es nicht einzuatmen. Es war das Geräusch von achtzehnhundert Flugzeugen, die in unvorstellbaren Höhen von Süden her Hamburg anfliegen. Wir hatten schon zweihundert oder auch mehr Angriffe erlebt, darunter sehr schwere, aber dies war etwas völlig Neues. Und doch wußte man gleich: es war das, worauf jeder gewartet hatte, das wie ein Schatten seit Monaten über all unserm Tun lag und uns müde machte, es war das Ende. Dies Geräusch sollte anderthalb Stunden anhalten, und dann in drei Nächten der kommenden Woche noch einmal. Gleichmäßig hielt es sich in der Luft. Gleichmäßig hörte man es auch dann, wenn sich das viel lautere Getöse der Abwehr zum Trommelfeuer steigerte. Nur manchmal, wenn einzelne Staffeln zum Tiefangriff ansetzten, schwoll es an und streifte mit seinen Flügeln den Boden. Und doch

war dies furchtbare Geräusch wieder so durchlässig, daß auch jeder andere Laut zu hören war: nicht nur die Abschüsse der Flak, das Krepieren der Granaten, das heulende Rauschen der abgeworfenen Bomben, das Singen der Flak-splitter, nein, sogar ein ganz leises Rascheln, nicht lauter als ein dürres Blatt, das von Ast zu Ast fällt, und wofür es im Dunkeln keine Erklärung gab.

Das Geräusch trieb mich sofort zurück. Ich weiß nicht mehr, ob Misi mich etwas fragte und welche Antwort ich gab. Es ist möglich, daß wir uns von oben nach unten etwas zuriefen, aber es werden nicht viele Worte gewesen sein; denn dies Geräusch machte alles Reden zur Lüge und drückte die Worte wehrlos nieder. Es war eine halbe Stunde nach Mitternacht. Die Fenster der Hütte waren nicht zu verdunkeln, wir kleideten uns im Finstern an und stießen in der ungewohnten Umgebung an die Möbel. Dann kam Misi mit den beiden Koffern die Treppe herunter. Ich hob die Falltür hoch, zwängte mich durch die Öffnung die Stiege hinab, bis nur mein Kopf noch oberhalb war; Misi reichte mir die Koffer und ich weiß nicht, was sonst noch, und ich trug alles hinunter. Dabei stieß ich im Keller an ein Bord; eine Glasschüssel, die nicht uns gehörte, fiel zur Erde und zerbrach. Auch im Keller war dies Geräusch schon, ja, vielleicht noch stärker; die Wände vibrierten davon, der Heideboden trägt die Geräusche sehr weit. Wir zündeten die Altarkerze an, die wir in einen kleinen Blumentopf gestellt hatten. Ich glaube, Misi löschte sie bald wieder aus, um sie zu sparen. Ich überhörte die Bitte, die in Misis Frage lag: Willst du nicht auch lieber unten bleiben? Ich ließ sie allein dort unten sitzen, auf einem kleinen Fußschemel, in

Decken gehüllt. Ich stieg wieder nach oben und schloß die Falltür über ihr. Oder vielleicht schloß Misi sie auch selber in dem Glauben, dann sicherer zu sein. Aber sicher worvor? Und wie weit trennten wir uns voneinander durch die dünnen Bretter dieser Falltür! Dies alles ist sinnlos, und wenn man daran denkt, erfaßt einen unendliches Mitleid mit jeglicher Kreatur, und man verstummt, weil die Worte in Schluchzen überzugehen drohen. Wir können heute noch keine Musik hören, wir müssen aufstehen und weggehen. Wenn ich Musik sage, meine ich so etwas wie das Air von Bach oder ähnliches. Es liegt etwas Tröstendes darin, aber gerade dieser Trost läßt uns fühlen, daß wir nackt und hilflos einer Macht ausgesetzt sind, die uns vernichten will. Ich ging in jenen Nächten auf und ab auf dem schmalen Streifen zwischen dem Gemüsegarten und dem Drahtgitter, das das Grundstück einzäunte; dort war der Blick nach Norden frei. Manchmal stolperte ich über einen Maulwurfs- hügel; einmal fiel ich hin, weil sich mein Fuß im Himbeer- gebüsch verwickelt hatte.

Was es für die Augen zu sehen gab, war wenig und immer das gleiche. Es ist auch nicht das wichtigste. Über Ham- burg standen zahlreiche Leuchtschirme, die der Volksmund Tannenbäume nennt. Manchmal zehn Stück, manchmal nur zwei oder einer, und wenn einmal keiner zu sehen war, schöpfte man Hoffnung, daß es vorbei wäre; bis wieder neue abgeworfen wurden. Viele lösten sich auf, während sie niedersanken, und es sah aus, als flössen glühende Metalltropfen vom Himmel auf die Städte. Anfangs konnte man die- se Leuchtschirme verfolgen, bis sie am Boden verlöschten; später verschwanden sie in einer Rauchwolke, die durch

das Feuer der Stadt von unten her rot angestrahlt war. Die Rauchwolke wuchs von Minute zu Minute und kroch langsam nach Osten. Ich achtete nicht, wie bei früheren Angriffen, auf die Richtung der Scheinwerfer und die Brennpunkte des Abwehrfeuers. Die Leuchtspuren der kleinen Flak sah man nur ganz zart, und die Granaten der schweren Geschütze explodierten überall. Nur wenn das Feuer genau über mir lag und die Splitter pfeifend und klatschend in nächster Nähe zur Erde kamen, trat ich unter das Dach der Veranda. Einige wenige Flugzeuge gerieten in Brand und fielen wie Meteore ins Dunkel. Aber es erweckte kein jägerisches Interesse wie früher. Wo sie aufschlugen, erhellte sich die Gegend für Minuten. Einmal stand der Schattenriß einer fernen Windmühle vor einer solchen weißen Helligkeit. Das Gefühl grausamer Befriedigung über einen abgeschossenen Feind blieb aus. Ich entsinne mich, daß bei einer solchen Gelegenheit irgendwelche Weiber auf dem Dache des Nachbarhauses in die Hände klatschten, und wie ich damals voller Zorn der Worte des Odysseus gedachte, mit denen er der alten Pflegerin über den Tod der Freier zu jauchzen verbot:

Freu dich, Mutter, im Herzen; doch halte dich, daß du
nicht frohlockst!
Über erschlagene Menschen zu jauchzen, ist grausam
und Sünde.

Aber nun war nicht mehr die Zeit, wo man mit so kleintlichen Unterschieden rechnete wie dem zwischen Freund und Feind. Und plötzlich war alles in das milchige Licht

der Unterwelt getaucht. Ein Scheinwerfer hinter mir suchte flach über dem Erdboden. Ich wandte mich erschrocken um, und da sah ich, daß selbst die Natur im Haß gegen sich selbst aufgestanden war. Zwei stammlose Kiefern hatten den friedlichen Bann ihres Daseins durchbrochen und sich in schwarze Wölfe verwandelt, die gierig nach der blutenden Mondsichel sprangen, die vor ihnen aufging. Die Augen leuchteten weiß und Geifer troff ihnen aus den gefletschten Mäulern.

War mir, der ich irgendwo im Nichts auf und ab ging, körperlich und ohne die Kraft eines Gedankens, war mir dieser Haß nicht bekannt? Habe ich ihn nicht bewacht jahrzehntelang und mich gegen seinen Ausbruch gestemmt? Habe ich nicht gewußt, daß er eines Tages ausbrechen würde, und habe ich nicht auch diesen Tag herbeigesehnt, weil er mich endlich von der Aufgabe des Wächters erlösen würde? Ja, ich habe, wie ich es jetzt weiß, immer gewußt, daß es sich bei dem Schicksal der Stadt um mein Schicksal handeln würde. Und wenn es so ist, daß ich das Schicksal der Stadt herbeigerufen habe, um mein eigenes Schicksal zur Entscheidung zu zwingen, so habe ich auch aufzustehen und mich am Untergang der Stadt schuldig zu bekennen.

Wir haben uns alle mit dem Gedanken einer Sintflut beschäftigt, die Zeitereignisse brachten es mit sich. Hieß das nicht schon die Vergangenheit im Stich lassen? Und wieviel geistreiches Geschwätz, wieviel Prahlerei war noch dabei; denn wenn wir uns ernsthaft die Frage vorlegten, was wir über eine morgige Sintflut hinüberretten wollten, um es den Überlebenden zu erhalten, wo war dann etwas, das

uns so notwendig schien, daß wir uns bis zum letzten Atemzuge dafür eingesetzt hätten? Woran glaubten wir so stark, daß die Mächte der Zerstörung diesen Glauben anzurühren scheuten, um nicht dem, was sie zerstörten, zum ewigen Leben zu verhelfen? Was von all den Dingen, die wir gebrauchten und die uns belasteten, war denn noch unser? Ich wage heute an der Lauterkeit der Motive derer zu zweifeln, die vor der Katastrophe warnten und zur Vorbereitung aufriefen. Wünschten sie nicht vielleicht die Katastrophe herbei, um andere auf die Knie zu zwingen, während sie selbst sich im Chaos beheimatet fühlten? Und trieb sie nicht die Lust, sich selber zu erproben, aber auf Kosten des vertrauten Daseins?

Ich habe bei allen früheren Angriffen den eindeutigen Wunsch gehabt: Möge es recht schlimm werden! So eindeutig, daß ich beinahe sagen möchte, ich habe diesen Wunsch laut gegen den Himmel ausgerufen. Nicht Mut, sondern Neugier, ob mein Wunsch in Erfüllung gehe, ist es gewesen, was mich niemals in den Keller gehen ließ, sondern auf dem Balkon der Wohnung gebannt hielt. Ich erwähne dies nicht, um mich durch seltsame Gespräche wichtig zu machen. Ich glaube, etwas aussprechen zu müssen, von dem ich vermute, daß es unzählige Männer ähnlich empfunden haben, nur daß sie sich dessen nicht bewußt waren, noch sich dazu bekennen würden. Man wird kommen und sagen: Dies ist immer so, und dies ist männlich: wir müssen zerstören, um zu zeugen. Wie aber, wenn die Erde spräche: Ich habe euch geboren, weil ich mich sehnte, mehr zu sein als Erde. Wo ist nun eure Tat? – Und wir werden dann nicht mehr die Kraft des Wünschens haben wie jener India-

ner, der als letzter seines Stammes am Meeresufer saß und rief: Was soll ich nun machen? Soll ich Orion werden?

Da wir nicht mehr an uns glauben, was sind wir dann noch? Ausgehöhlt von einer lasterhaften Nacht. Reden wir doch nicht von Aufrechtstehen und Zeugen! –

Aber nun war der Haß außer mir, und ich war frei davon. Ich wankte am Ufer der zerstörten Welt auf und ab, und es stöhnte durch mich hindurch: Ach Gott? Ach Gott? so laut, daß Misi es trotz des Getöses des Unterganges vernahm und unter der Erde nach mir rief. Und ich lief dann für einen Augenblick zu ihr und sagte: Das ist nicht mehr zu ertragen. Wir lehnten uns aneinander, nur lose, und voller Scheu, unsere Ohnmacht offener werden zu lassen. Wie zwei Pferde, die im gleichen Geschirr waren, und das eine legt den Kopf auf den Nacken des Gefährten, und dann schütteln beide mit scheinbarem Unwillen die kurze Zärtlichkeit von sich ab. Ich lief wieder hinaus und ließ Misi allein. Wäre es nicht besser gewesen, ich hätte im Kellerdunkel bei ihr gegessen, und durch ein wenig gemeinsame Körperwärme würden wir uns eine Zuflucht vor dem Unwetter erträumt haben? Oder ich hätte ein Märchen erzählt, um einen Regenbogen über den Abgrund, an dem der Weg durch die verhaßte Vergangenheit abbrach, zu spannen, ein Märchen, das so beginnt: Morgen, wenn alles vorbei ist, dann ... Was in jenen Nächten von Menschen getan oder unterlassen wurde, das geschah oder unterblieb aus Ohnmacht.

Gegen halb zwei Uhr war das Gericht zu Ende. Aus einer unwirklichen Ferne klang das Signal der Entwarnung herüber, so verschüchtert, als wage es nicht zu verlangen, daß